Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 21

Artikel: Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]
Autor: Hämmerli, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641303

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

(Fortsetzung)

Gyger-Ferdi stichelte gelegentlich, wenn er Mädeli an der Schaubengass begegnete, die zu den kleinen Taunerhäuschen führte, und setzte Loni einen Floh hinters Ohr. Bald genug hatte die Gesellschaft, die bei Brönzhüsli-Fritz verkehrte, die feine Sache in der Nase. Loni redete der Tochter zu. Die ganze Taunergemeinde schwelgte im Gedanken, dass ein Kind aus ihrem verachteten Kreis Büüri auf der Reutenen werden könnte. Schinter-Peter und Schnaps-Joggi verhiessen ein solennes Fest, wenn die Sache zustande käme. Sie wollten sich später auf der Reutenen schon noch schadlos halten. Mädeli gab dem reichen Bauern gelegentlich ein gutes Wort, dankte für seine Geschenke mit einem warmen Blick der treuen, blauen Augen. Widimatt-Res und sein Spezi vom Nonnenloh betrachteten das werdende Verhältnis von ihrem Lieblingsstandpunkt aus. „Es wird keine Freude sein, bei dem alten Lüstling liegen zu müssen; aber Mädeli wird nicht so dumm sein...! Ein Kind von dem bekommen? Wenn sie der Herr im Pfrundhaus zusammengegeben hat, kann Mädeli machen, was es will. Dr Kobi wird's gruuse. Flotte Burschen gibt's in Ramistal mehr als genug. Man wird sehen — ja man wird sehen."

Das Buhlen um Mädeli wurde immer ernsthafter. Ueli Bigler war nicht dagegen, trotzdem er Menschenkenner genug war, um zu wissen, dass da ein gewagtes Spiel getrieben wurde. Schliesslich offenbarte Mädeli den Handel dem guten Pfarrherrn. Weltfremd und harmlos wie dieser war, redete er Mädeli zu. Schmid freute sich im Gedanken, das schöne Kind als Büüri auf der Reutenen begrüssen zu können. Es hatte alles dazu, um eine wahrhaft „g'herrschelig" Meisterfrau zu werden. Der Pfrundherr hätte als Protokollführer der Chorgerichtsverhandlungen wissen sollen, dass „nicht der Storch die Kinder bringt" — und zahlreich genug waren jene Vaterschaftshändel, wo die Schuldige bekannte: „Ich ging mit ihm an den Maienmarkt; wir tanzten in verschiedenen Gasthöfen. Er lud mich ein zu einer Flasche Wein und einem z'Abe; dann traten wir den Heimweg an, und ich verweigerte ihm den Beischlaf nicht". Schlimmer war es, wenn dann der angeklagte Kindsvater alles in Abrede stellte und fünf andere Burschen aufzählte, von denen er genau wusste, dass sie bei der Delinquentin z'Kilt gewesen waren. Auch die Ohren eines Chorgerichtsschreibers wurden so oft voller Schmutz wie Kapuzinerohren nach der österlichen Generalbeicht. Aber Schmid wurde ehrgeizig für sein ehrgeiziges Bigler-Mädeli, seinen Augapfel unter den Töchtern der schönen Gemeinde Ramistal. Von der abgrundtiefen Urmacht des tierischen Trieblebens hatte der Gute keine Ahnung, trotzdem er nun schon dreiunddreissig Jahre lang mit seinen Unterweisungskindern Frage und Antwort im Heidelberger durchgenommen hatte: „Kannst du die Gebote Gottes vollkommen halten? Nein, denn der Fall und Ungehorsam Adams und Evas im Paradies hat unsere Natur so vergiftet, dass wir alle in Sünden empfangen und geboren werden." Als stiller Verehrer der neuen französischen Lehren von der Güte der Menschennatur liess er sich den Glauben an die Menschen nicht rauben. So kam es denn, dass nach einer folgenschweren Aussprache Bigler-Uelis mit dem Pfarrherrn der Beschluss gefasst wurde, Mädeli dahin zu bewegen, dass es den Bewerbungen des reichen Altenbergers nachgebe.

Loni konnte das Maul nicht halten. Die kleine Taunergemeinde triumphierte. Das sollte ein Hochzeitsfest geben, an dem man einmal für ein halbes Jahr genug Fleisch zu essen bekam, vom edlen Weisswein aus dem Waadtland gar nicht zu reden, den der Bärenwirt in seltener Güte ausschenkte! Fast eiskalt kam er aus dem Sandsteinkeller herauf. Es war damals noch Brauch, jeden Schoppen aus dem Fass zu holen und nicht das edle Getränk im Buffert der Gaststube in einem grossen Krug aufzubewahren, dessen Inhalt notdürftig mit einem Holzdeckel gegen Fliegen geschützt war. Altenberger-Kobi erschien selbst beim Pfarrherrn, ihn zu bitten, er möchte für ihn den Werber machen. Dieser hielt es für eine Ehre und freute sich, Mädeli eine so grossartige Ueberraschung bereiten zu können. Als es an einem der folgenden Tage mit den geflickten Schnallenschuhen des Geistlichen in der Pfrund erschien, lächelte es der Greis gar freundlich an und hiess Mädeli in sein Studierzimmer hinaufkommen, wo im Kamin ein prächtiges Feuer brannte — es war ein kalter Märzentag — und auf dem Schreibpult das inhaltsschwere Buch aufgeschlagen war, in das der Chorgerichtsschreiber die Sünden seiner Pfarrkinder einzutragen hatte. Mädeli wurde eingeladen, sich in einen lederbeschlagenen Stuhl zu setzen, der wie ein umgekehrter Elephantensattel aussah. Die Jungfrau ahnte, um was es ging. Ihr war nicht sonderlich froh zu Mute. Eine gute Stimme warnte: „Mädeli, wo ist da die Liebe, die alles hofft, alles trägt, alles duldet? Wie spricht dein Blut?" Aber Mädeli schaute zum Fenster der Studierstube auf die Reutenen hinüber, und im Taunerkind bäumte sich wie ein junges, wildes Pferd der Ehrgeiz auf: „Du wirst Reutenen-Büüri; du wirst eine kleine Königin, du, das Mädchen des Tauners Bigler-Ueli und der Loni Guidorzi aus dem fernen Süden. Wie werden da die vornehmen Bauerntöchter neiden, wenn das Mädeli Altenberger im Frauenstuhl der Honoratioren von Ramistal Platz nimmt, wenn es zum Gottesdienst erscheint! Wie freundlich wird das Auge des väterlichen Freundes von der Kanzel aus den lieben „Altersschwarm" begrüssen!" Die Aussprache verlief darum in kurzem Zwiegespräch. Der Pfarrer verschwieg die Schwierigkeiten nicht, die ihm doch in der jüngsten Zeit mehr als Ahnungen denn als Wissen zum Bewusstsein gekommen waren. Darum hielt er es für angezeigt, ein besonderes Wort über die eheliche Treue zu verlieren, um dann gleich liebevoll zum Rückzug zu blasen: „Mädeli, dir bringe-n-i ds grösste Vertraue etgäge. Was de vor em Herrgott verspräche wirsch, das wird vo dir o ghalte, we je

vo eire!" Und gläubig nickte Mädeli dazu. Die Natur der Guidorzi war in ihr noch nicht erwacht. Wehe, wenn dies einmal geschehen sollte!

Am folgenden Vormittag sah man den Pfarrherrn zur Reutenen hinaufsteigen. Altenberger-Kobi hielt Ausschau nach dem Boten wie weiland Isaak nach Elieser, als er ihm aus Haran die Rebekka heimbrachte. Ein Blick des reichen Ledigen, und er wusste genug. Schmid konnte seine innige Freude nicht verbergen. Am liebsten wäre ihm Kobi um den Hals gefallen; aber solche Gefühlsausbrüche gehören nicht zum Comment des Emmentalervolkes — und in dieser Hinsicht war der Altenberger gut erzogen — auch hätte es ihm die Ehrfurcht vor dem alten Geistlichen verwehrt. Der Pfarrer wurde in die bessere Stube geführt, wo der Vater des Besitzers eine schöne Hausorgel hatte einbauen lassen. Die Flügel, die man wie bei einem Schrank schliessen konnte, waren mit Blumen und musizierenden Engeln bemalt. So sah denn diese Visitenstube recht warm aus mit ihren fein verzierten Truhen — etliche waren aus schönstem Nussbaumholz und mit reichen Intarsien geschmückt. Die Zahlen wiesen auf die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Andere waren jünger und konnten als Prachtsstücke der Bauernmalerei des jungen 18. Jahrhunderts in Anspruch genommen werden. Die Altenberger liessen sich ihre Vornehmheit etwas kosten und führten sonst nur Frauen aus ganz „guten Häusern" heim. Darunter verstand man nicht in erster Linie Häuser, in denen die christliche Sitte den Ton angab, sondern eben das in Fülle vorhandene irdische Gut. Den Schulmeistern, welche bei solchen Häusern die „Abdankig" hielten, wurde dann auch nachdrücklich eingeschärft, dass ja in der Ansprache am Sarg unter den Gaben Gottes deutlich gemacht werde, dass es mit dem Wohlstand im Hause des Toten ganz besonders gut bestellt sei. So war also die landläufige Ausdrucksweise von den „guten Häusern" aufzufassen. Daneben mochte es wohl vorkommen, dass im einen oder andern der Schnapsteufel regierte und wie ein Maulwurf den stolzen Hof unterwühlte. Es hat sich auch in Ramistal zugetragen, dass Vertreter der Gemeindebehörde Bauernväter oder -Söhne wegen Tobens im Säuferwahnsinn in den Block schlagen mussten. Wer hätte geglaubt, dass es mit dem Altenberger-Kobi auch noch einmal so weit kommen könnte?! Und solches geschah nicht allzulange nach seinem glücklichsten Tag.

Zu diesem wurde die Grundlage eben in der Stunde gelegt, in der Pfarrer Schmid die Kunde brachte, dass Bigler-Mädeli nicht abgeneigt sei, auf der Reutenen Büüri zu werden. Jetzt trug Hächler-Aenneli, die alte Meisterjumpfere, vom Besten auf, was ein reiches Bauernhaus damals zu bieten vermochte. Butter war genug vorhanden, trotzdem es auf dem Hof nur fünf Kühe gab, dafür aber zehn Pferde und zwei Paar Zugochsen. Reutenen war eben ein „Gwächshof", mit einer damals nur auf den Einzelhöfen zu findenden inneren Kraft der Bewirtschaftung. In den Dörfern stand alles noch unter dem Zwang der Dreifelderwirtschaft. Klugheit und Erfahrung des Einzelnen konnten sich nicht auswirken. Anders stand es auf den Höfen im untern Emmental. Da war der Bauer wirklich König. Niemand hatte ihm dreinzureden, kein Vierer, keine Dorfmark. Die Brache war längst von einer erfolgreichen Wechselwirtschaft abgelöst worden. Im Herbst erschien der Küher Fankhauser aus dem Trub mit seiner kleinen Herde und verfütterte das Heu, das in Hülle und Fülle auf der Reutenen eingeführt worden war. Den Dung liess der Küher zurück, wenn er im „Ustage" wieder in die Berge zog. Mit ihm wurden die Aecker auf der Reutenen so untadelig bebaut, dass die Erträge aller Ernten sich von Jahr zu Jahr steigerten. Gottfried, der Meisterknecht, war in diesen Dingen wirklich ein Meister, und Kobi liess ihn machen — auch die Herren der Obrigkeit waren zufrieden, denn es geschah schliesslich auch zu ihrem „Nutzen und Frommen", wie es in den alten Spruchbriefen so schön heisst.

Hächler-Aenneli stand eine gar prächtige Ankenballe zur Verfügung, als es daran ging, dem Herren aus der Pfrund seltsam feine Strübli und Rosenküchli zu backen. Dazu gab es einen Nidelkaffee, um den die feinsten Stadtdamen, die im „Neufons" zum Bade und anderer Ergötzung erschienen, den Pfarrer Schmid mit Recht beneiden konnten. Gründlich wurde alles besprochen, was die Verkündung des Eheversprechens der beiden anbelangte. Man wollte sich zuvor noch einmal in der Pfrund treffen; dort sollte Kobi und Mädeli die Bedeutung und der Ernst des bevorstehenden Schrittes zu Gemüte geführt werden. Als Pfarrer Schmid seinen breiten Zylinderhut und den gelben Stock mit dem goldenen Knauf in den Händen hatte, um Abschied zu nehmen, drückte ihm der stolze Bräutigam eine Berner Dublone in die Hand, und indem er mit einem seiner blödgrauen Augen schläulich blinzelte, sagte er: „Herr Pfarrer, vergelt's ech dr Herr Gott, z'hundert u z'tusig Male, da heit dr no öppis für die Arme i dr Gmeind!" Der gute Pfarrherr merkte nichts von der Hinterlist der läppischen Worte. Auf alle Fälle haben die Armen den Segen wirklich zu spüren bekommen. Der Pfarrer dachte im Blick auf das prächtige Geldstück: 's isch wahr, „Bärn het das schönste Schwyzergeld!"

Wie ein Lauffeuer ging's durch die Kilchhöri: „Bigler-Mädeli, ds schönschte Chind im Ramistal, nimmt dr Altenberger-Kobi zum Ma — wär hätt das für müglichghalte?!"

In der kleinen Taunergemeinde herrschte Jubel. An ihm beteiligten sich auf ihre Weise Nonnenloh-Kräuchi, Wildmatt-Res, Schnaps-Joggi, der Tübeler, Schinter-Peter, Brönzhüsli-Fritz und Gyger-Ferdi. Wie manches Glesli Brönz wurde da auf die Gesundheit des Paares getrunken! Schinter-Peter nahm die feinsten Bissen aus dem Rauch herunter und schmunzelte: „Wie mängs guets Bitzli chönnt d'Lüt au ha, we sie nid so wunderlig u geeggelig wäre." Seine Kumpane waren weder das eine noch das andere. Gyger-Ferdi, der zum engern Ausschuss der Taunergemeinde gehörte, überlegte anderntags schlau und unter Beweisführung einer seltenen Menschenkenntnis: „Das mues doppelt gnähjt sy!" Stracks lief er zu Bigler-Ueli, der eben an einem Paar Schuhe arbeitete, das ihm ein Bauer ausser Haus zur Arbeit gegeben hatte. „Glück u Säge, Ueli u Loni. Jetz chöme für euch di schöne Tage, vo dene mir säge, sie gefallen uns wohl! Aber loset: gschriebe muss das alles sy, a Ehecontrakt, wie d'Schryber säge, mues häre. Mir kenne all dr Schryber Langsam i dr Stadt. Aer het de Buure zum Sieg verhulfe in dem Handel wäge dr Schmitte, wo ne d'Schmittezunft u dr Rat nid het wölle erlaube. Wie sy die ga Bärn gloffe und hei gseit, all Schmide i dr Stadt müesse ga Band haue, we me de Buure uf dr Landschaft eigeti Schmitte z'baue erlaubi. Aber uhä Bläss! Die hei mer möge; uf e Rügge hei mer se gleit. Z'Bärn obe hei si gwüsst, wi toll üser ghulfe hei bim Chornhusbau, mit Ross u Spetter, es halbs Bataillon us Ramistal sy gah gmeinwärche für üsi gueti Obrigkeit. Mit em Amme Brand sy der Weibel u ne Chorrichter ga Bärn gange, u der Stadtschryber Langsam, wo's gäng mit de Chlyne het, isch mitg'fahre imene Charabank. Dä het nes gseit, wär zu de Herre stöi, wär besser Untertane sygi, die i der Stadt oder die im Ramistal! Wie hei mer gschosse mit Mörser und g'holeiet, wo's gheisse het: Ramistal het Rächt übercho! Do hei mir Tauner einisch mit de Buure zämegha und hei o mit ne dr Sieg gfyret. Fleisch u „Wysse" het's a dr Ufrichti gäh, uf e Ma a Mooss. Wie sy mer da bim Heigah am Morge d'Bördli a dr Schaubegass abekrugelet. Sither, we dr Pfarrer i dr Chinderlehr öppis seit vo de Fleischtöpfe Aegyptens, mues i gäng u gäng a di Ufrichti dänke. Aber, was i wott säge: Mädeli u sy Kobi müesse zum Langsam yche gah. Wüsst dr: Kobi het wituss Verwandti i de Dörfer; die glaube scho lang, si chönni de Kobin erbe. Warum chäme sie süsch gäng z'Visite; all Hick sy si da u Hächler-

Aenneli muess ne chüechle, dass d'Schwarte chrache! Dopplet muess es gnähjt sy! u das säge-n-i. Kobi isch gar nid so breite. Es cha ihm plötzlig öppis uguets gäh. Ü de? Da wärde si cho u Aschprüch gältend mache. E Ehecontrakt muess zueche, dass Mädeli bim Abläbe vo Kobi alles erbt u dass es au später mit dem Hof, Schiff, Gschirr, Gülte u klingetem Gäld cha mache, was ihm beliebt! I bchenne d'Lüt. Die Beste grate hingeranang, we's a ds Erbe geiht." Bigler-Ueli musste dem schlauen Organisten, der jetzt mit Schnupftabak seine Schnapser-Nase stopfte, recht geben. Loni begriff sofort, um was es ging. Sollte Mädeli sterben vor Kobi, so war ihre Freude verfrüht; es ging alles auf eine andere Seite, „zu de grosse Hüfe in de Dörfer ache!" Mädelis Opfer musste belohnt werden. „A settige Gritti z'hürate, ds schönste Meitschi wyt u breit, das isch ke Schläck." So ging denn Ueli zu seinem zukünftigen Schwiegersohn hinauf, mit ihm den Fall zu besprechen. Kobi war zu allem bereit, denn er war über die Ohren verliebt und vor Ungeduld und Verliebtheit keines vernünftigen Gedankens mehr fähig.

Doppelt genäht wurde jetzt Mädelis Ehestand, „aber niemand flicket ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch, denn der Lappen reisst doch wieder vom Kleide". Ein prophetisches Wort für das halbverpfuschte Leben des reichen, ledigen Altenbergers.

Pfarrer Schmid erwies dem Brautpaar doppelte Ehre. In seiner Studierstube — nicht in der Stadt — sollte der Ehekontrakt geschrieben werden. Er selbst holte im pfarrherrlichen Charabank mit dem lammfrommen „Grau" (Schmid lurgte den „R" gar besonders vornehm, wenn er von seinem Leibpferd sprach) seinen Schwager, den Stadtschreiber Langsam in der Provinzresidenz ab. Der Herr Advokat und Notarius schmunzelte zweimal recht ungescheut, erstlich als er die feine Braut begrüsste (Langsam war ein guter Frauenkenner und bekannter Schwerenöter), dann als er die Bedingungen niederschrieb, die ihm vorgelegt wurden. Dem schönen Kind mochte er die seltsame Vorzugsstellung in Sachen Erbrecht gar wohl gönnen — weniger dem „schirchen" Altenberger das schöne Weib. Lächelnd setzte er auf, dass anderseits beim Abscheiden der Gattin vor dem Tode des Gatten all ihr Hab und Gut dem Ehemann zufalle. Was wäre da wohl aus dem Taunergschickli des Bigler-Ueli mitzuschleppen gewesen? Dieser Trossel gab in den Mäulern der Bauernsöhne von Ramistal allerlei Grund zu hässlichem Spass. Ja, es war sogar eine Zeitlang die Rede, am Tag der Trauung gegen 10 Uhr in der Nacht ein wüstes „Multenziehen" loszulassen, um mit dem höllischen Lärm dieses alten Volksgerichtes die Stimmung der Masse über die unnatürliche Ehe zum Ausdruck zu bringen. Drei Gründe verhüteten den Skandal: Mädeli war allgemein beliebt — wenigstens bei den Burschen der Kilchhöri. Wer könnte staunen, dass der weibliche Teil schon lange mit Neid auf die feine Schönheit blickte. Man war hier im Tal leibeshalber eben eher „ugschlacht". Das lag in der Rasse und kam auch von der schweren Arbeit, die allenthalben auf den Höfen dem „Wybervolk" von Jugend auf wartet.

Sodann stand der Burschenschaft ein ungewählter König vor, auf dessen Wort man hörte. Es war der junge Zimmergesell Hans Schwarz vom Lindenholz. Seine Väter waren schon seit undenklichen Zeiten die besten Bauleute weit und breit. Ihnen waren die schönen Bauernhäuser zu verdanken, an denen Ramistal so reich war, dass man sogar in Bern davon redete. Sein Vater hatte die einzigschöne Mühle gebaut, die dem ganzen Tal zur Zierde gereicht. Hans Schwarz hatte Mädeli längst ins Herz geschlossen. Sie war seine still Angebetete. Nie aber hätte er seinem stolzen Vater etwas davon sagen dürfen, denn die Schwarz vom Lindenholz waren seit Jahrhunderten Vollbauern der Dorfmark Ober-Ramistal. „Jawohl! Hans hätte ihm ein Taunermeitschi, das von einer welschen Hure abstammte, unter das Dachtrauf bringen sollen!" Die Schwarz waren von den schönsten Männern im Tal, gewachsen wie Tannen und von einer Haltung, wie sie Patriziersöhne zu Bern in stolzer Uniform trotz Polster auf Brust und Schultern nicht heraus brachten. Der Schnitt des Gesichtes war wahrhaft adelig, aber verriet zugleich eine Steckköpfigkeit, die von Nutzen oder von Schaden sein konnte — je nachdem. Ging's ums Gute, war es recht, ging's ums Böse, war's Dämonie, die selbst vor den offenen Pforten der Hölle nicht zurückschreckte. Diese Tatsache sollte die Geschichte eines vornehmen Bauerngeschlechtes zu einem furchtbaren Trauerspiel werden lassen. Hans Schwarz duldete es nicht, dass man Mädeli beleidige. Wem die „Multen gezogen" wurden, der trug sein ganzes Leben lang einen Schandfleck auf der Stirn wie ein Kainszeichen. Noch war es vornehme, zarte Liebe und Verehrung, welche Hans Schwarz für das feine Kind empfand. Darum wehrte er ab und drang durch. Aber noch eine andere Macht wachte über Mädeli. Es waren die Tauner mit Gyger Ferdi und Brönzhüsli-Fritz an der Spitze. „Wehe, wer unser Mädeli beleidigt!" Die Tücken, deren Brönzhüsli-Fritz fähig war, scheuchten die Burschen vor kühnen Plänen zurück, wie Drohung von Brandstiftung oder Schlimmerem.

Stadtschreiber Langsam setzte in des Pfarrers Studierstube sein Sigillum unter den Ehekontrakt, und in selten kunstvollen Schwüngen folgte der Name des schreibgewandten Notars. Das Aktenstück war geradezu ein Meisterwerk der damaligen Schreibkunst. Pfarrer Schmid holte eine Flasche von seinem berühmten „Malmaison" aus dem Keller, den er von einem adeligen Studienfreund als Geschenk bekommen hatte. Man stiess an, und damit war alles für die erste Verkündung in Ordnung.

Wie freute sich Gyger Ferdi auf diesen Sonntag. Er kam sich vor wie Gott Vater am siebenten Schöpfungstage: Und siehe da, es war alles sehr gut. Wieder schwänzte er die Predigt. Das durfte er ja ohne Schaden tun, denn zur eigentlichen Verkündung — kurz vor dem Schlusssegen — sass er ohnedies wieder auf der Orgelbank. Vor Freude trompetete Ferdi im Kirchturm draussen so gründlich und häufig, dass seine Seele etwas aus dem Gleichgewicht kam. Wahrhaftig: Ferdi spielte beim Ausgang einen Walzer im Gedenken an die verkündete Taunerstochter, im Gedenken an die Bauernweiber und übrigen Predigtgänger aber ging er sachte in das Volkslied über: „Use, use us em Stall..." Dieser öffentliche Skandal hätte Ferdi beinahe seine Stellung als Organist gekostet. Auf alle Fälle wurde ihm in Anwesenheit der Chorrichter und Kelchhalter von der Ehrbarkeit gewaltig zugesprochen. Der gute Kilchherr Schmid bekam nach dem strengen Sermon beinahe einen Schlaganfall. So hatte er in seinem Leben noch nie einem Menschen „d'Chuttle putzt".

Es nahte der Tag der zweiten Verkündung. Mädeli sah je länger je weniger wie eine glückliche Braut aus. Das kam daher, dass Kobi nun als Bräutigam auf seine Rechte im Sinne des alten Brauchtums glaubte pochen zu können. Seine Liebkosungen wurden immer tolpatschiger, frech und zudringlich. Er deutete sogar ungebührliche Wünsche an, meldete sich nachts vor dem Fensterchen und begehrte Einlass. Zum Glück war es so schmal, dass kein Mannsbild durchschlüpfen konnte. Das beruhigte Mädeli, liess es aber deutlich erkennen, was es zu gewärtigen hatte.

Da wollte es das Schicksal, dass es am zweiten Verkündigungssonntag mit anderen Mädchen zum Musterplatz spazierte, wo die jungen Milizen vom Trüllmeister inspiziert wurden; denn in Frankreich war ein wüster Aufstand des Volkes gegen den König ausgebrochen, und die Obrigkeit in Bern hatte üblen Bericht über den Lauf der Dinge bekommen. Da hiess es, rechtzeitig das Volksheer inspizieren, um für alle Fälle gerüstet zu sein. (Fortsetzung folgt)